Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [5]

Artikel: Der "Traubenberg"
Autor: Muralt-Ulrich, Thekla
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-587571

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

diese Einsamkeit gekommen, der etwa dreißigjährige Junggeselle? Musik und Jagd sind sein Zeitvertreib; auch den Bergsport betreibt er, zusammen mit einem zweiten einsiedlerischen Kollegen der Gegend. Er bewohnt mit dem Unterlehrer, einem Kabylen, gemeinsam das einstöckige Wohnhaus neben der Schule. Der Garten sieht ordentlich verwildert aus. Aber einen guten Wein führt der Lehrer, allen Respekt. Der machte uns wieder munter. Zwar hatten wir wenig Lust nach weitern Unternehmungen und legten uns früh nieder. Wir lagen diesmal auf Matratzen; das war wieder ein Fortschritt gegenüber der vorigen Nacht. Kein Wunder, daß wir famos geschlafen hätten, wenn nicht mitten in der Nacht die Pflanzenpresse eines eifrigen Botanikers in Brand geraten wäre und den ganzen Raum mit dickem Rauch erfüllt hätte. Aber Freund K. mit seiner südafrikanischen Riesenlunge löschte den Brand heldenmütig...

Als wir am Morgen vor die Tür traten, standen schon die Schüler draußen, ein halbes Hundert zehn- bis zwölfjähriger Bürschchen in Fez und weitem Mantel. „Einfach göttlich" fanden sie unsere Damen und verteilten unter sie unsere sämtlichen Speisevorräte, die süße Schokolade nicht ausgenommen. Aber keiner der Knirpse aß viel davon; all diese unerwarteten Leckerbissen wanderten zum größten Teil in die Kapuzen. Dann, als wir die Schule wieder geräumt hatten und uns zum Abschied bereit machten, sangen uns die Knaben noch ein paar französische Lieder. Melancholisch kamen die fremden Laute von den Lippen, die eine andere Sprache gewohnt sind; ein Hundert fragender, dunkler Augen ruhte auf uns sonderbaren Menschen, die die köstlichsten Dinge nur so wegschenken können und dennoch auf dem harten Boden ihres Schulhauses übernachten. Drüben aber über der verschneiten Lella Kredidja leuchtete die Morgensonne und verhieß uns einen herrlichen Wandertag. Es galt, unsere Kameraden in Michelet einzuholen, die uns nach dem gestrigen Tag wohl mit einigem Bangen erwarteten. Dankbaren Herzens drückten wir unserem Wirt die Hand und schritten talwärts...

Alfred Specker, Zürich.

Der «Traubenberg».

Nachdruck verboten.

Eine Kindheitserinnerung von Thekla von Muralt-Ulrich, Wallisellen*).

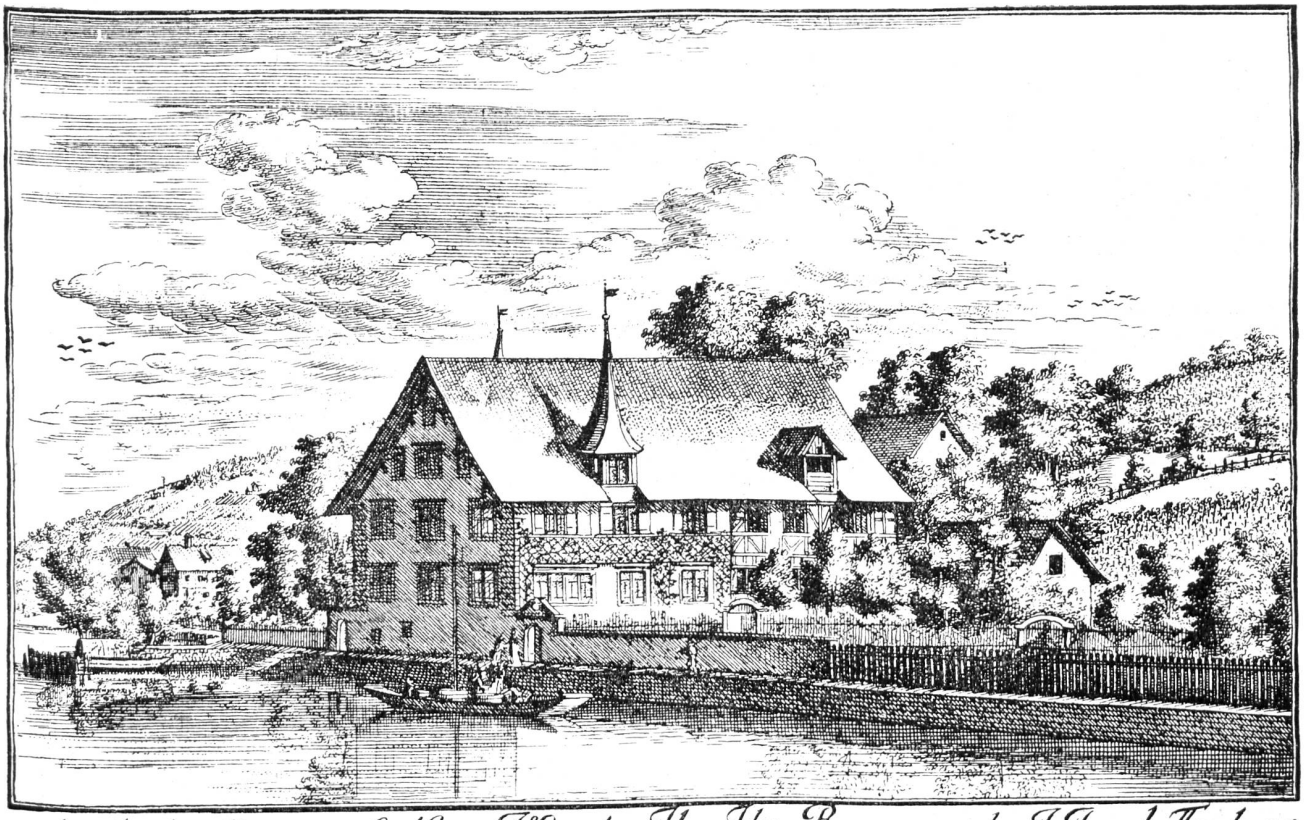
Mit Abbildung.

Der Traubenberg war ein altes Bauern- oder besser Rebengut in Zollikon, das einem Vetter meines Vaters gehörte. Dieser Vetter Meyer stammte aus einer alten angesehenen Zürcher Burgersfamilie und war somit eigentlich ein Herr. Herrenmäßig war auch das große stattliche Haus, doch nur so, wie früher die Zürcher Herren überhaupt waren, nämlich unter großer äußerer Einfachheit die innere Gediegenheit streng verbergend. Und es war viel Gediegenheit da. Wer jetzt am „Traubenberg" vorbeigeht, ahnt wohl kaum, wie vornehm seine Geschichte ist. Er war einst das Landhaus der Zürcher Burgermeister Escher, von denen der jetzige Besitzer abstammt. Ein Zürcher Burgermeister im achtzehnten Jahrhundert aber war ein kleiner Fürst und sein Haus eine Residenz. Wenn so ein Gnädiger Herr, vor dem alles in Hochachtung erstarb, im Frühling mit seiner Familie in sein Landgut einzog, so mochte das Dorf lebendig werden, wie etwa heute in deutschen Landen die Sommerresidenz irgend eines Prinzen. Es gab auch prachtliebende Herren, deren Aufwand von dem eines jetzigen Prinzen nur in der Art, nicht in der Ueppigkeit verschieden war. Von den Traubenberger Bürgermeistern wird allerdings nichts dergleichen erzählt; sie sollen durch soliden Lebenswandel und gute Wirtschaft Vorbilder gewesen sein. Aber ihre Vornehmheit trug sich eben doch aufs Haus über und ist bis heute darin geblieben. Von den Herren Escher, wie, wenn ich nicht irre, auch von andern regierenden Herren, die ihre Landgüter in Goldbach oder Küsnacht hatten, wird erzählt, daß sie ihre Laubengänge an der Landstraße benutzten, um im Auf- und Abgehen in aller Väterlichkeit die Sorgen der Landleute zu belauschen und so für die Amtsführung manches zu lernen.

Heute nun gibt es keine Bürgermeister mehr, und der Traubenberg war schon in meiner Kindheit der ständige Wohnsitz des Besitzers, der ganz Landwirt war. Das Haus kehrte wie andere auch nur die schmale Giebelseite dem See und den über ihn hinbrausenden Weststürmen zu und verbarg Hof und Garten hinter einer Mauer und einem hohen festen Tor. Die Straße trennte Haus und See, und jenseits lag nur das Badhäuschen, von zwei prachtvollen Kastanienbäumen beschützt, der Landungssteg und die Haab für das Segelboot. Schon in recht früher Kindheit war es für mich der Traum der Träume, wenn wir in den Traubenberg gehen durften. Es geschah nicht allzu oft; das viele Ausfliegen war nicht Mode. Oft war auch den Erwachsenen der Weg zu weit, oder die Ausgabe für die Dampfschiffahrt wurde — was für jene einfache Zeit ganz natürlich war — unnötig gefunden. Wenn aber die Reise einmal zur Tatsache wurde, so war es ein Ereignis, das alles andere in den Schatten stellte. Ich erinnere mich aus jener frühesten Zeit allerdings an nichts als an ein Staunen über See, Bäume, Garten und Reben und daß die freundliche Hausfrau einmal bewundernd mein Sonntagskleidchen befühlte, was ich aber als sehr unangenehm empfand.

Als wir Schulkinder waren, wurden meine Schwester und ich verschiedene Male über den Sonntag in den Traubenberg eingeladen. Dann zogen wir am Samstagnachmittag möglichst früh los, natürlich zu Fuß. Der Weg wurde uns allerdings ziemlich lang; denn das Spazierengehen an und für sich bietet für Kinder nicht den geringsten Genuß, und wir waren recht müde, bis der Traubenberg in Sicht kam. Aber dann verflog die Müdigkeit überraschend schnell, und wir waren merkwürdigerweise schon in der ersten Viertelstunde imstande, mit einer Schürze voll Obst zum Bächlein zu laufen, das den obern Teil des Gutes durchfloß und dort zum stillen Fraß in einen Baum hinaufzuklettern. Der Traubenberg besaß den wundervollsten Obstbestand, irgendwo fand man immer etwas zu essen, und wenn es nur die säuerlichen roten „Tierli" waren. Es gab aber meist Besseres, und man hatte die Auswahl zwischen dem Bessern und Besten, für ein Stadtkind aus jener patriarchalisch strengen Zeit etwas so Märchenhaftes, daß, wenn ich das Paradies der ersten Menschen malen wollte wie Hans Thoma, ich die Einzelheiten dazu ohne Besinnen aus meiner Traubenberg-Erinnerung nehmen würde. Uebrigens fanden auch große Leute die Produkte des Gutes verlockend. Es wurden eben von allen Pflaumen, Aepfeln, Birnen, Trauben, Pfirsichen ꝛc. die schönsten Sorten gezogen. Oder eigentlich konnte man das nicht ein Ziehen nennen, sondern eher ein Schaffen; denn es war die Liebe dabei, die ein Künstler seinem Werk zuwendet. Am deutlichsten sehe ich in dieser künstlerischen Tätigkeit das Tuli vor mir. Das Tuli war die Schwester des Hausherrn, eine alte Jungfer — von den Kindern Tuli, eigentlich Tantuli, genannt — mit einem ungeheuern Kropf und einem ebenso großen warmen Tantenherzen. Dieses Tuli hatte vor allem die ausgereiften Früchte zu verteilen und zu verwerten, und wenn ich später einen Maler mit seinen Bildern schalten sah — freiwillig davon verschenken im Bewußtsein, sie aus seiner Kraft heraus siebenfach ersetzen zu können und doch mit einem Gesicht, als verschenkte er Sterne — so war das im Wesen nichts anderes, als was Tuli tat. Das gute, unscheinbare Wesen wuchs für mich

*) Zu ihrer anmutigen Plauderei wurde die Verfasserin angeregt durch unsere Kunstbeilage „Trubeberg" nach dem Gemälde von Ernst Schweizer im letzten Jahrgang unserer „Schweiz" zw. S. 294 u. 295. A. d. R.



Aus Alex. Rüesch und Heinr. Bruppacher, Das alte Zollikon (nach Joh. Melchior Füßli, 1677—1736).

zur Prophetengröße empor, wenn es mit unbeirrter Sicherheit in einer ganz bestimmten Richtung lief und von irgend einem Baume mit dem ersten Griff eine prachtvolle Aprikose holte. Und wenn es seine Früchte verteilte, so tat es dies mit der selbstverständlichen Großartigkeit des unerschöpflichen Reichtums und zugleich mit jenem Künstlerblick, der sagte: „Dieser Apfel ist etwas, was so nur einmal vorkommt!" Mit Worten sprach Tuli das nie aus, aber ein Apfel aus ihrer Hand war nicht, was ein Apfel beim Gemüsehändler ist: man betrachtete ihn mit ehrfürchtiger Scheu und genoß ihn nicht nur mit dem materialistischen Gaumen, sondern mit dem ganzen Wesen des dankbar-verständnisvollen Jüngers ... Liegt nicht in diesem künstlerischen Unterton der ganze Reiz, den der Traubenberg damals für mich hatte und heute noch hat? Wenn Künstlertum nichts anderes ist als liebendes Schaffen, dann gewiß. Ich] erinnere mich deutlich, daß Vetter Meyer recht rauhe Hände hatte, daß das Tuli überaus unmodern und unelegant angezogen war und daß die Kinder frische derbe Landkinder waren, mit denen man allen möglichen Unsinn treiben konnte. Auch standen mir die materiellen Genüsse doch nicht so hoch, daß sie meine ganze Liebe hätten erklären können. Was mich am Traubenberg anzog, war etwas, das ich nicht anders zu bezeichnen wußte als mit dem Worte: gemütlich. Gemütlich war das Haus, gemütlich die Menschen drin und gemütlich alles, was drum und dran hing. Viel später erst wußte ich, daß ich eigentlich hätte sagen sollen: „schön". Schön zwar nicht gerade nach dem Warenhausbegriff, sondern eher so, wie es einer sagt, der staunend auch vor einem alten Gesicht stehen kann, in dem die Linien, die ein reiches großes Leben schrieb, alle Jugendglätte hoffnungslos verrunzelt haben.

(Schluß folgt).

Jochem Steiner.

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

17.

Professor Fricker spricht über die Romantiker. Das sind meine liebsten Stunden. Er versteht es, jeden Dichter in seiner Eigenart herauszupacken und vor einen hinzustellen, daß man meinen könnte, die leiblichen Dichtermenschen vor sich zu sehen und sprechen zu hören. Vor jedem Vortrag putzt der Gelehrte seine goldene Brille mit einem rotgeränderten Taschentuch, klemmt sie bedächtig zwischen dem Nasengrat ein, schiebt schwarze Zeltchen in den Mund, öffnet ein Fenster, schaut in den Schulpark hinunter, dreht sich dann um, reibt sich die Hände und sagt bedächtig: „Meine Damen, meine Herren!"

Die Vorlesungen von Professor Loppner besuche ich immer noch, obwohl ich mit seinen philosophischen Lehren nicht mehr Schritt halten kann. In den ersten Stunden zeigte ich Lerneifer und Verständnis für diese Vorträge. Aber das Verhängnis kam. Es war an einem Spätnachmittag. Vögel piepsten zu den offenen Fenstern herein. Die Abendsonne malte goldene, zitternde Bilder an die leeren Wände. Ueber dem Berlinger Berg brannte ein ungeheures Feuer; aber langsam krochen blaue Schatten zu dem Feuer hin und erstickten es. Graue Nebel stiegen von der Stadt auf und zerrannen. Silber senkte sich in den See. Dann kam eine große Stille. Professor Loppner sprach Wort für Wort: